

Aus einer Ansprache an die Seminaristinnen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **65 (1960-1961)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-316952>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus einer Ansprache an die Seminaristinnen

Wir freuen uns, daß wir in unserer den Schülerinnen der letzten Seminarklasse gewidmeten Januarnummer die Schlußrede von Herrn Seminardirektor Dr. F. Müller, Thun, an die austretenden Seminaristinnen bringen dürfen. Unser Dank gilt dem Verfasser und der Thuner Kollegin, welche uns das Manuskript der Ansprache vermittelt hat. — Danken möchten wir bei dieser Gelegenheit auch allen andern Mitarbeiterinnen, die dazu beigetragen haben, diese Nummer so vielseitig zu gestalten.

★

In seiner Schlußrede wies Herr Dr. F. Müller darauf hin, daß «die Absolventen der Staatsseminarien neuerdings verpflichtet werden, wenigstens die ersten vier Jahre nach der Patentierung eine Stelle an einer öffentlichen Schule im Kanton Bern zu versehen», wobei nach seiner Auffassung diesem Passus im Ausschreibungstext weniger juristische als moralische Bedeutung zukommt. Es wird damit festgelegt, daß ein junger Mensch, der sich zum Lehrer ausbilden läßt, damit einen bestimmten Auftrag annimmt, sich zu einem bestimmten Dienst verpflichtet. Dann bot der Sprechende Einblick in eine Statistik, veröffentlicht von einigen Lehrern des Staatsseminars Bern-Hofwil, die Aufschluß gibt, wieviel Ehemalige der bernischen Seminarien in den ersten vier Jahren nach der Patentierung ihrem Beruf treu geblieben sind. Aus dieser Zusammenstellung geht jedoch nur hervor, *ob* jemand den Auftrag erfüllt; sie kann nichts aussagen darüber, *wie* ihn jemand erfüllt hat. Nach diesen von uns etwas gekürzten einleitenden Worten führte Herr Dr. Müller folgendes aus:

Wir kennen die Gründe für den Verzicht auf den Schuldienst nicht immer genau, aber wir wissen, daß einzelne sich die Entscheidung nicht leicht gemacht haben. Es war häufig ein neuer Anspruch, dem zu gehorchen die junge Lehrerin sich verpflichtet fühlte. Ich meine nicht etwa — die Verheiratung, sondern die Weiterausbildung. Zur Verpflichtung der Schule gegenüber stellte sich ein anderer Anspruch in Gegensatz: die Verpflichtung zur eigenen persönlichen Entfaltung. Zu diesem doppelten Anspruche möchte ich heute einige Gedanken äußern:

Sie treten, in wenigen Tagen die einen, in wenigen Wochen die andern, alle Ihre Stellen an. Sie sind auf sich selbst gestellt. Und Sie müssen damit Ihren eigenen Weg finden, jenem doppelten Anspruch zu genügen: der Verpflichtung Ihrem Beruf gegenüber und der Verpflichtung sich selbst und der Entfaltung Ihrer Persönlichkeit gegenüber. Sie kennen wohl die Formel, mit der man in der Regel den Gegensatz überbrückt. Man sagt: Der Lehrer, der an sich selbst, an seiner persönlichen Weiterbildung arbeitet, dient damit gleichzeitig seinem Berufe. Aber es ist doch etwas billig, die Spannung zwischen dem Aufgehen im Berufe einerseits und der persönlichen Lebensgestaltung anderseits mit diesem einen Satz abtun zu wollen.

Das Problem stellt sich gewiß nicht nur für Lehrerinnen. Manche Mutter, die sich für ihre Familie aufopfert, spürt plötzlich, daß sie auf lange Sicht auch ihrer Familie mehr sein könnte, wenn sie gelegentlich etwas mehr an ihre persönlichen Bedürfnisse dächte. Manche Krankenschwester erreicht den Punkt, da sie, ohne selbst zu nehmen, nicht mehr geben kann.

Lassen Sie mich die extremen Haltungen, die möglich sind, an zwei Äußerungen darstellen, an einem Gedicht und an einer Briefstelle. Das Gedicht fand sich in der letzten Adventsnummer einer schweizerischen Frauen-Fachzeitschrift. Es lautet:

«Ein Licht, das leuchten will, muß sich verzehren.
Trost, Licht und Wärme spendend, stirbt es still.

Ein Licht, das leuchten will, kann nichts begehren
als dort zu stehn, wo es der Herrgott will.

Ein Licht, das leuchten will, dem muß genügen, daß
man das Licht nicht achtet, nur den Schein.

Ein Licht, das leuchten will, muß sich drein fügen,
für andre Kraft und für sich nichts zu sein!»

Die Gesinnung des Verfassers ist gewiß ehrenwert, aber dennoch möchte ich Ihnen diese Strophen nicht etwa als verbindliches Motto mitgeben. Sie scheinen mir eine Vereinfachung zu sein. Das Ziel des Menschen ist nicht, um ein Wort von Hermann Hesse zu gebrauchen, «auf Kosten der Natur zu lauter Geist zu werden». Es kann nicht die allgemein verbindliche Aufgabe des Menschen sein, sein Ich möglichst auszulöschen. Das wäre ein übersteigertes Ideal, ein Ideal, das einen zum vornherein davon dispensiert, wirklich danach zu streben, weil es nicht nur unerreichbar ist (das sind alle Ideale), sondern weil man sich nicht einmal *vorstellen* kann, daß man es je erreicht. Zutreffender als das Bild der sich verzehrenden Kerze ist für die menschliche Situation wahrscheinlich das viel prosaischere Bild von der Batterie, die immer wieder neu aufgeladen werden muß, damit sie Energie abgeben kann.

Die Briefstelle, welche das andere Extrem illustrieren soll, fand sich in einem Schreiben einer Primarschulkommission aus dem Engstligental, welche eine Lehrerin suchte. In dem Brief hieß es: «Unsere Schule ist keineswegs abgelegen. In einer halben Stunde ist die Lehrerin in Frutigen; von dort direkte Wagen nach Rom und Paris.» Es fällt nicht schwer, aus diesem Brief auf die Erfahrungen zu schließen, welche diese Behörde mit ihrer Lehrerin gemacht haben muß. Dabei handelt es sich nicht um einen Einzelfall. Viele junge Kolleginnen und Kollegen drängen die ethisch-sozialen Verpflichtungen des Lehrerberufes zurück zugunsten einer ästhetisch orientierten persönlichen Lebensgestaltung. Ihr Motto heißt nicht «ich will dienen», sondern «ich will mich entfalten». Sie besuchen zwar nicht selten das Theater, aber sie stellen sich dem Verein in ihrem Dorfe nicht als Theater-Regisseur zur Verfügung. Sie wohnen zwar auf dem Lande, aber übers Wochenende lockt sie städtischer Kulturgenuß, und kein Zug fährt Sonntag abends spät genug zurück ins Dorf. Das Gemeinschaftsideal ist nicht der Verein oder der Klub, der sich für einen bestimmten Auftrag einsetzt, sondern ist die «glatte Bande», in der jeder sich selber sein kann und in der vor allem Originalität gefragt ist.

Man kann den Wandel schon äußerlich sehen: Stellte man sich die junge Lehrerin vor einigen Jahrzehnten noch pausbackig vor, mit Ribel und Stahlbrille und wollenen Strümpfen, so kann man sie sich heute ohne Schwierigkeiten mit wippendem Roßschwanz denken, in Blue jeans und mit Rollkragenpullover.

Niemand kann Ihnen, liebe Austretende, den Entscheid, wie zwischen den beiden Extremen die Gewichte zu verteilen sind, abnehmen. Ein paar Hinweise lassen sich aber geben:

Die Jugend unseres Jahrhunderts — Sie also! — ist grundsätzlich kaum verschieden von der Jugend früherer Epochen. Und doch gibt es seit der letzten Jahrhundertwende eine Fragestellung, auf die man besonders hinweisen muß: Im Film

«Les tricheurs», den sehr viele von Ihnen gesehen haben, findet sich eine kleine Zwischenhandlung: Einer der jungen Hauptdarsteller rettet unter Einsatz des eigenen Lebens ein winziges Kätzchen, das sich in einer Hausfassade verstiegen hat. Dem Beifall seiner Kameraden für diese Tat hält er die Worte entgegen: «Übrigens, ich hasse die Katzen.» Die Episode ist typisch für die Haltung vieler junger Menschen: Der junge Mann ist tapfer. Aber seine Tapferkeit hat keine Richtung. Der junge Mann setzt sich ein. Aber sein Einsatz hat kein Ziel. Das Motto, das sich über die Weltanschauung großer Teile der heutigen Jugend setzen läßt, heißt nicht: Wir wollen unser Leben in den Dienst dieser oder jener Aufgabe stellen, es heißt: «Wir wollen echt sein!» «Wir wollen uns selber sein!» «Wir wollen unser Lebensgefühl ausleben!»

Diese Haltung Jugendlicher ist nicht eine Nachkriegerscheinung. Am 11./12. Oktober 1913 fand auf dem Hohen Meißner bei Kassel ein großes Jugendtreffen statt. Dabei kam es zu einer gemeinsamen Erklärung der beteiligten 13 Jugendverbände, deren Wortlaut berühmt geworden ist. Sie heißt:

«Die freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung vor eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein.»

Man hat diese Erklärung als Abwehrformel gekennzeichnet. Die Jugend weiß genau, was sie *nicht* will: Sie will ihre Lebensführung nicht durch die Erwachsenen bestimmen lassen. Von einer Zielsetzung ist aber nicht die Rede. Und da ist es nun die nicht immer dankbare Aufgabe der älteren Generation — und welcher Moment wäre geeigneter dazu als diese Stunde, da wir von Ihnen, liebe Austretende, Abschied nehmen —, festzustellen: echt sein genügt nicht. Selbstgestaltung allein genügt nicht. Dem Menschen, jedem Menschen, ist eine Aufgabe gesetzt. Er ist in den Dienst genommen. Die folgende Strophe, die sich die Schulkinder noch heute gegenseitig ins Album schreiben, klingt etwas veraltet, aber sie ist nach wie vor wahr:

«Ich schlief und träumte,
Das Leben wäre Freude.
Ich erwachte und sah,
Das Leben war Pflicht.
Ich handelte und siehe,
Die Pflicht war Freude.»

Und noch etwas: Wer eine Sache neu beginnt, muß sie mit Begeisterung, ja mit einer gewissen Heftigkeit betreiben. Geben Sie sich also vor allem in den ersten Jahren nach der Patentierung Ihrem Beruf ganz hin. Schonen Sie sich nicht. Stürzen Sie sich Kopf voran in die Lehrtätigkeit. Lassen Sie sich möglichst weitgehend ausfüllen von den Fragen Ihres Berufes. Der Lehrerinnenberuf ist ohnehin nicht eine Beamtung, die einen während der Arbeitsstunden erfüllt und einen nachher in den Abendstunden wieder völlig freigibt.

Was ich mit Intensität der Berufsausübung meine, ist aber nicht eine hektische Betriebsamkeit. Man kann — leider — immer wieder junge Kolleginnen beobachten, welche vor der Besinnung in die handwerklich-äußerliche Vorbereitung ihrer Stunden fliehen. Sie schneiden aus und hektographieren und kleben auf und sticken vor, als hinge die ewige Seligkeit davon ab. Wichtiger als dieser handwerkliche Bienen-

fleiß wäre die Besinnung, die Fragestellungen beispielsweise: «Was will ich mit dieser Lektion? Was gibt dieses Lesestück her und was gibt es nicht her? Welches Licht oder Lichtchen soll meinen Schülern am heutigen Unterrichtsgegenstand aufgehen?»

Nach einem Rückblick auf das Schuljahr und nach der Totenehrung fährt Herr Doktor Müller fort:

Das Gedenken an die Toten bedeutet für die Zurückgebliebenen Verpflichtung. Verpflichtung nämlich, deren Arbeit weiterzuführen und deren Gedanken weiterzutragen. Darum mündet der Gedanke an den Tod immer auch aus in ein «Carpe Diem», ein «Nutze die Zeit», in ein freudiges Bejahen der Lebensaufgabe, in jene Stimmung, die ein Liedanfang in die Worte faßt: «Trutz Leben! Komm, ich bin bereit!» — Der Gedanke an den Tod ruft uns aber stets auch die Beschränkung des Menschen in Erinnerung. Wir erleben, daß es letzten Endes nicht auf uns ankommt, daß wir auf die Gnade Gottes angewiesen sind. Doch wir empfinden unsern eigenen Einsatz und die Abhängigkeit von Gott nicht als ein Gegeneinander, sondern als ein Miteinander.

Ich schließe mit den Worten eines stark in der Sozialarbeit engagierten amerikanischen Negerpfarrers, der dieses Miteinander so ausdrückt: «Ich habe immer so gearbeitet, als hinge alles von mir ab, und immer so gebetet, als hinge alles von Gott ab.»

Wo stehen wir heute?*

Zwanzig berufene Autoren — unter ihnen Martin Buber, Karl Jaspers, Adolf Portmann, Albert Schweitzer, Max Picard, Ernst Jünger — ergreifen zu diesem Thema das Wort und ringen aus philosophischer, soziologischer, historischer Sicht um eine Beantwortung der Frage, die uns alle bedrängt. Daß der Beitrag der *Frau* fehlt, tut uns leid. Eine Auflockerung der zum Teil sehr geistvoll-scharfsinnigen, sich öfters in Abstraktionen verlierenden Analysen, eine Durchwärmung mit unmittelbar-vertrauensvollem Muttergeist würde dem *Sammelbande* gut anstehen. Wie der Herausgeber, so verzichten auch wir auf eine Zusammenfassung, obwohl es reizvoll wäre, vor allem den *heilenden Kräften* nachzuspüren, die da und dort aufgerufen werden. Nur *ein* Beitrag sei hervorgehoben, weil er für die Lehrerin als Persönlichkeit und als Berufsmensch so etwas wie *Daseinserhellung* bedeuten kann.

Ein uns allen wohl unbekannter *Arzt*, *Arthur Jores*, Direktor der Medizinischen Universitätsklinik in Hamburg, spricht über *Zivilisationskrankheiten* und meint damit Krankheiten, die nicht von außen, sondern von innen an den heutigen Menschen herantreten, aus seiner Einstellung zum Beruf, zu den Mitmenschen, zum Leben der Gegenwart überhaupt. Drei Dinge gelten ihm als Voraussetzung seelischer und körperlicher *Gesundheit*: «Das eine ist, daß sein Leben eine Erfüllung seiner Möglich-

* Bertelsmann-Verlag, Gütersloh 1960.